

Im Kurhotel.

Humoreske von Marie Haushofer.

Straff eingespannt in ihr guttischen schwarzes Kleid, Kragen und Manschetten von blendender, frisch gewaschener Weiße, ging die verwittwete Frau Marianne Hartlieb in ihrem großen Hotel am Frillensee treppauf, treppab, mit scharfen Augen nach Ordnung und Reinlichkeit spähend.

Heute war sie nachdenklich. Ein Hotelbesitzer des benachbarten Kurortes hatte telephonisch angefragt, ob er seinen fünfundzwanzigjährigen Sohn für die nächste Saison als Boloniar schicken dürfe.

An diesem Abend nun wollte Frau Marianne zu ungewohnter Stunde, gegen Abend, als schon elektrisches Licht brannte, das Bureau betreten, um eine Rechnung nachzusehen.

Vor ihr stand in einer etwas künstlichen Haltung, als sei er eben vom Schreibtisch zurückgetreten, ein eleganter, großer Mann mit schwarzem Haar, wohlgeputztem Bart und blassem, interessant geschnittenem Gesicht.

„Ah, Mama, Du bist's?“ fragte Tilly verlegen.

„Ja, ich bin's,“ antwortete Marianne trocken und heftete einen kühlen, durchdringenden Blick auf den schönen schwarzen Mann in tadellosem Abendanzug.

„Sehr erfreut, Frau Hartlieb!“ begann dieser mit rollendem R's, begleitet von einigen kulturellen Lauten.

„Empfehle mich den Damen!“ schnarrte er mit einer Verbeugung, fort war er.

Mutter und Tochter standen sich gegenüber, Tilly auffallend betreten, mit rotem Kopf, das schön gebrannte Kopshaar zerzaust.

„Ja, habe Euch wohl gestört?“ sagte die Mutter bitter.

„So? Ich interessiere mich für Dich! Und unglücklich ist er auch noch! Er soll Dich gefälligst künftig in Ruhe lassen, das werd' ich ihm sagen! Mein Mädel ist nicht zur Unterhaltung für die Götter da! Und Du paßt auf Dich auf!“

„So! Er interessiert sich für Dich! Und unglücklich ist er auch noch! Er soll Dich gefälligst künftig in Ruhe lassen, das werd' ich ihm sagen! Mein Mädel ist nicht zur Unterhaltung für die Götter da! Und Du paßt auf Dich auf!“

Frau Marianne hatte sich zu sehr geärgert, als sie heringekommen war und dieses deutlich erkennbare Rennezoos gestört hatte. Deshalb ließ sie die Tochter zornig an, und Tilly schickte mit hängendem Kopf davon.

Marianne dachte daran, wie über die breiten Hotelstiegen schon so viele elegante Damen in seidenen Unteröden herabgerauscht, viele destingutete Männer mit englischen Lackschuhen geschritten waren und andere in Lobenswürdigem und Nagelstiefeln mit solchen Touristen, und wie keineswegs alle diese Paare standesamtlich zusammengelassen waren, sondern wohl mande bloß „pro forma“ als „Herr und Frau foundso“ im Fremdenbuch eingetragen waren.

„Die Frau“, wie ihre Angestellten Marianne nannten, benohnte mit Tilly einen dem Hotel angegliederten neuen Trakt im Gebirgsteil ganz für sich, mit einem kleinen Garten gegen den See hin.

„Jetzt sag' mir, Tilly, ganz ehrlich, was hast Du mit Herrn von Nadeschny gehabt? Hab' Vertrauen zu Deiner Mutter, die Dir doch nur Gutes will!“

„Du hast mich ja gar nicht reden lassen, Mama,“ antwortete Tilly mit Thränen in der Stimme, und ihm mit so bösen Augen angeblid, daß er gleich fortgegangen ist!

„Ja, aber er hat mich für eine Fremde gehalten, weil ich so schid angezogen bin, meinte er, und so viele „tenuu“ und „charme“ hätte! Und dann hat er mir von seinem Vaterland erzählt, und daß er durch politische Wirren und Volksaufstände so viel Unglück auf seinen Gütern gehabt hätte.“

„Politische Wirren? Aber in Rumänien ist ja alles ganz ruhig! Er hat „schemin's“, eine eigene Geographie, dieser Herr!“

„Ah, Mama, das kannst Du nicht so beurteilen; und dann bin ich ihm öfter begegnet, auf den Gängen, auf der Treppe, im Vestibül, und er hat sehr oft was im Bureau geholt bei mir, Lesepapier oder so! Dabei hat er mich immer so tief angelid, aus seinen dunklen, ausdrucksvollen Augen — er sieht so ungeheuer interessant aus, blaß, er ist auch etwas herzerleidend; und er meint, die Liebe zu einer schönen sanften, blonden Frau in einem stillen Heim könne ihn genesen lassen! Er ist so viel herumgewandert in der Welt, und er sucht Frieden! — Du imponierst ihm auch sehr, Mama; eine thätkräftige, tüchtige, ausgezeichnete Frau und eine vorzügliche Mutter!“ sagt er.

„Vortreffliche Mutter!“ Marianne hörte ordentlich die R rollen in Gedanken. Also mit solchen Sprüchen hatte er ihren Liebling gelobt! Die gewöhnlichen Redensarten des Abenteurers! Und das junge Ding in seiner kindlichen Eitelkeit war ihm auf den Keim gegangen — sie war ja ganz sein Echo! Natürlich! Die Erlösung für den dämonischen Weltwanderer — Sentia, Elisabeth — das lockte jede Zwanzigjährige.

„Hat er Dich gestört?“ frug sie plötzlich.

„Ah, Mama! aber nur heut — im Bureau. So — mit Leidenschaft, wie in einem Roman! Und er hat gesagt, wie er sich nach einem Heim sehne — grad ehe Du kamst! Sicher wollte er mit eben einem Antrag machen — da bist Du herein gekommen.“

Da war sie heringekommen, Gott sei Dank, rechtzeitig. — Also heiraten wollte dieser Abenteurer — denn daß er das war, stand bei Frau Marianne fest, einheitsraten in ein blühendes Geschäft! Nein, dafür hatte sie nicht gearbeitet, nicht für diesen Schwiegerohn! Frank war er auch noch! — Sie starrte vor sich hin.

„Du bist so still, Mama, was hast Du denn? Jetzt hab ich Dir alles erzählt!“

„Ja, mein gutes Kind; und jetzt wollen wir's beschlafen; ich bin müde! Gute Nacht!“

Aber sie warf sich lang in ihrem guten, breiten Messingbett hin und her; und immer gingen die Gedanken denselben Kreislauf. Was sollte sie thun? Eine andere Mutter war glücklich, sie konnte dem unwillkommenen Freier der Tochter einfach das Haus verschließen; sie nicht, ihr Haus stand jedem offen, der besahnte, dachte sie bitter. Also Tilly fort schicken! Wohin, wo sie nicht von einem Mitgiftjäger zu erreichen wäre? Es gab postlafernde Briefe, auch wenn man das Kind beaufsichtigte. Ihr offen und direkt entsaentretten, faen, daß dieser Mann keine Partie für sie war, daß er keinen Beruf, keine Heimat, nicht ein Geld und keinen Charakter besaß?

Marianne verwarf es als ganz aussichtsloses Mittel — sie dachte an heiße, jugendliche Kämpfe, die sie selbst mit ihren Eltern ausgefochten hatte, weil sie, ein reiches Mädchen, den jungen Hotelbesitzer hatte heirathen wollen, dessen Vater damals noch kein moderner Kulturort war.

Freund am Busen hält — das ist jetzt gut gesagt.“

„Wo laufft Du denn hin, Kind? Bleib doch da!“

Hinter dem nächsten Koniferenbäumchen blieb Tilly stehen. Alles in ihr war aufgewühlt. So falsch konnte die Mutter sein, — so — so — ihr alles nehmen, was sie besaß und immer noch heucheln, daß sie ihr Kind jätzlich liebe! Das Taschentuch an den Mund gedrückt, stand Tilly da und frug sich verzweifelt, ob sie sich nicht am besten in den See werfen sollte — jetzt — da — gleich vor den Uebelthätigen, und ihrem ungeliebten Desein ein Ende machen!

Da sah sie, wie die beiden langsam von der Balustrade am Meer herabwandelten und auf einer mondbelegten Steinbank nicht weit von ihr Platz nahmen. Es wäre übermenschlich gewesen, nicht zu horchen. Aber sie konnte nicht verstehen, was Nadeschny leise sprach; er beugte sich intim zur Mama hinab, sein schöner schwarzer Bart floß fast mit dem dunklen Haar der Mutter zusammen. Tilly wollte vorstürzen — schreien — dazwischenfallen; ein paar Aestchen trachten unter ihren Tritten. Da hörte sie die Stimme der Mutter, felsam, scharf, laut und deutlich in der stillen Mondnacht:

„Herr von Nadeschny, das ist eine große Ehre für eine einfache Frau, wie mich; aber ich muß darauf verzichten — nicht bloß des beständigen Benehmens halber, das Sie gegen meine Tochter zur Schau getragen haben, sondern auch weil ich Tillys wegen schon seit Jahren beschlossene habe, mich nie wieder zu verheirathen und ganz für mein einziges Kind zu leben — unbeirrt von jenem Treiben der Welt, das Sie selbst vorhin als „betrügerisch“ kennzeichneten!“

„Betrogen,“ corrigirte er mit einem „Betrogen — oder betrügerisch, das ist in diesem Falle gleich! Jedenfalls gedente ich nicht, Tilly einen Stiefvater zu geben, der zuerst hoffte, ihr Mann zu werden! Aber wo ist denn das Kind? Tilly! Komme doch her, Tilly!“ rief sie, so daß das idgernd herantretende Mädchen am Arm und ging mit ihr hochaufgerichtet an dem schlägig zusammengeklungenen Nadeschny vorüber ins Haus.

„Mama, Mama, wie tonntest Du nur das tun? Und ich war so grenzenlos unglücklich!“ sagte Tilly unter Thränen.

„Lieber weinst Du jetzt, mein Herz, als später! Glaubst Du, die Thränen wären Dir erspart geblieben bei einem Mann, der so niedrig denkt, daß er eben so gut die Mutter nimmt, wie die Tochter, wenn er sich nur rangirt? Oder lieber noch die Mutter, weil ihm da die Versorgung noch glänzender scheint? Vergeh ihm, mehr ist er nicht werth! Du kannst es, mein gutes einziges Kind!“

„Wirst Du auch wirklich nicht mehr heirathen, Mama?“

„Jetzt, auf meine alten Tage? Nein, Kind, dazu ist mir die Erinnerung an Deinen Vater zu lieb! Man muß einen guten Mann gelannt haben, um die milderwertigen daran zu messen!“

Da gab ihr Tilly mit thränenreichem Gesicht wieder den alten kindlichen Gutenachtskuß. Marianne drückte sie an sich — sie fühlte, daß sie ihr Kind wieder hatte.

Am anderen Nachmittag, als die beiden Frauen beieinander im Bureau saßen, fragte Marianne den Portier:

„Hat Herr Dr. v. Nadeschny nicht seine Rechnung verlangt?“

„Nein, Frau Hartlieb, ich habe den Herrn Doktor heute überhaupt noch nicht gesehen; der Herr ist auch nicht zum Diner gekommen, er hat wohl einen Auszug gemacht.“

Dr. v. Nadeschny kam an diesem Tage nicht ins Hotel zurück, auch an seinem darauffolgenden. Er war plötzlich abgereist — ohne seine Rechnung von 150 Mark zu begleiden.

Marianne strich den Posten in ihren Hotelbüchern aus und schrieb während ihr Tilly über die Schulter gukte, lächelnd in ihr Haushaltungsbuch: 150 Mark — Kurkosten für Tilly.

Dann ging sie hin und telephonirte an den besreunden Hotelbesitzer, daß ihr sein Sohn als Boloniar für die Herbst- und Winteraison eine willkommene Hilfskraft wäre.

„Vollst ansgefah.“

„Einem Bahn wollen Sie gezogen haben, mein Fräulein? Ja, da sind Sie bei mir leider an der unrichtigen Adresse — Sie müssen zum Zahnarzt gehen!“

„Das kann doch aber gar nicht möglich sein, Herr Doktor; gerade von Ihnen habe ich öfters sagen hören, von Sie behandeln, dem ich hätte bald mein Zahnarzt gehen!“

„Seine Auffassung.“

„Batta, gib mir für den Herrn Lehrer was mit! Er hat heut' gesagt, ich hab' ihm scho' lang ta' Freund mehr g'sagt.“

„Das hat nun der Thierkühnerein davon, der arme Gaul is ganz genidnt vor Reid!“

Der Klassenerte.

Stizze von Georg Kufeler.

Er war ein hübscher Junge, gesund und gut begabt, und trotzdem ist nichts aus ihm geworden, es ist wenigstens nichts Besonderes aus ihm geworden. Er hatte nämlich in seiner Jugend ein tragisches Schicksal, er wurde der Erste seiner Klasse.

Er selbst hatte es durchaus nicht gewollt; es war ihm so in den Schooß gefallen, und er machte sich anfangs wenig aus der Ehre. Aber die Eltern! Die Mutter behohnte ihn mit einem Kuß und einem großen Stück Schokolade, der Vater dagegen sagte straff:

„Bravo, mein Sohn! Aber laß ihn Dir nicht wieder nehmen, den Platz, kann dann noch mal was aus Dir werden.“

Emil Fromm hatte eine leise Ahnung, welches Verhängniß ihm drohte. Deshalb machte er einige Anstrengungen, seine Würde wieder loszuwerden. Er suchte sich zu einem gefunden Schlingel und ankündigen Straßensingen umzuformen, aber damit kam er bei Eltern und Lehrern schlecht an. Nicht die geringste Kleinigkeit ließ man ihm hingehen. Jetzt er seine Hosen im Kampfe mit den Kameraden oder in den Bäumen, zeigte er seine Wuthe auf den Kopf, oder steckte er die Hände in die Taschen, entwarf er seine Zeichnungen an der Schulwand oder an des Nachbarns Platte, immer hieß es:

„Emil, so etwas darf der Erste der Klasse nicht thun!“

Einmal stieg er mit Fritz Frey, dem Klassenbesten, in des Pfarrers Pflanzgarten, aber beide wurden erlappt und vor den Lehrer geführt.

„Emil, Emil,“ sagte der Bestrenge tiefgetrünt, „das hätte ich nicht von Dir gedacht! Aber ich kann mir's denken, der Frauelpels, der Fritz, hat Dich verführt.“

„Oh ja,“ sagte Fritz Frey ganz offenerzig, „ich hab' ihn verschümmelt.“

„Merke Dir, Emil, der Erste der Klasse muß ein Charakter sein, er darf sich niemals zum Bösen verleiten lassen.“

Emil hat auch niemals wieder Pflanzel gemauft, und so blieb er bei der nächsten Verlegung doch noch mit genauer Noth der Erste.

Aber noch einen ernsthaften Versuch machte er, wieder ein anständiger Junge zu werden. Zunächst schmiedete er seine Arbeiten, aber da bekam er gleich zu hören: „Emil, von dem Ersten in der Klasse erwartet man, daß seine Arbeiten aussehen wie getrocknet.“

Über diesmal gab Emil nicht sofort nach, er ward rechtchaffen faul, und damit das nicht auffalle, mogelte er, fiel aber halb damit hinein. Der Lehrer ließ ihn herauskommen.

„Emil,“ sagte er, „Emil! Emil!“ dreimal im Gange und im vorwurfsvollen Tone, „wie kannst Du mir so etwas antun! Komm Du auch mal heraus, Fritz Frey.“

Fritz Frey kam auch, er kam mit dem Gesicht eines Dulders, der künftiger Sieges gewiß ist.

„Sieh mal, Emil,“ sagte der Lehrer sanft, „hier hast Du ein abschreckendes Beispiel, wohin Faulheit und Mogelei führen: auf den untersten Platz in der Klasse und späterhin auch im Leben... Emil, Du bist der Erste! Stellung und Begabung verpflichten, Emil, aus Dir kann noch einmal etwas Bedeutendes werden; aber Du mußt mir versprechen, niemals wieder zu mogeln.“

Emil versprach es unter Thränen, und leider hat er sein Versprechen auch gehalten. Es erschien doch auch gar zu schredlich, so tief sinken zu können wie Fritz Frey.

Das war das letzte Juden der Persönlichkeit. Bald erwachte auch der Ehrgeiz in ihm, und da war gar nichts mehr zu wollen, er blieb, und war, der Klassenerte; Fritz Frey aber blieb sitzen, und das nicht bloß einmal, niemals versuchte Emil wieder, über das Lau zu schlagen, und er führte einen Wandel, der Gott und allen braven Menschen wohlgefiel. Er war so jämmerlich vollgestopft von Wissen und Moral, daß er nichts mehr riskirte, aber auch gar nichts mehr.

Zug und ein Lokalzug zur Abfahrt bereit. Zwei Herren stoßen aufeinander, der eine mit flotten Schurrbart und frischem Wesen, und dabei mit einem Zug von Energie und Entschlossenheit im Gesichte, der andere glattrasiert, bleich, mit stiller Duldermine.

Der Energiische bleibt überrascht stehen und ruft: „Herr Fromm, wenn ich nicht irre?... Ja, wahrhaftig, Du bist es, Emil! Mich kennst Du wohl nicht mehr? Frey, Fritz Frey, der Schlingel, weicht Du noch, mit dem Du im Pfarrgarten Pflanzel gestohlen hast?“

Der Andere, sehr überrascht, erwidert: „D, da freue ich mich aber wirklich! Ich habe Dich nicht wiedergesehen, seitdem Du aus der Schule bist.“

„Ja, sag's nur: herausgeworfen worden bist!“ fällt der andere lächelnd ein.

„Und was ist seitdem aus Dir geworden?“

„Ach, ich habe viel probirt. Was ich jetzt bin? Kaufmann, Großkaufmann, wenn Du willst. Ein paar gute Schläge sind mir gegückt, so namentlich mit meiner Frau. Ein Prachtmensch, weicht Du. Jetzt umspannen die Unternehmungen von Fritz Frey u. Co. so ungefähr die ganze Welt. Du kommst doch mal nach Hamburg? Da besuch mich, ja? Hier meine Karte — abgemacht! Wir werden uns sehr freuen; ich habe immer einen kolossalen Respekt vor Dir gehabt.“

„Bitte Platz zu nehmen!“ maant der Zugführer des D-Zuges. Fritz Frey steigt auf der Plattform und reicht dem Schultameraden die Hand herunter.

„Und was ist aus Dir geworden, Emil? Scheiner Rath doch mindestens! Du, der Erste in der Klasse!“

„Ach, ich bin nie aus der Schule herausgekommen!“

„Schulmeister? Ach, Du lieber Gott!“ entfährt es dem früheren Blut unwillkürlich.

„Aber mit der Zeit werd' ich noch mal Professor!“

„Ah,“ sagt der andere voller Bewunderung, kann aber nichts mehr hinzufügen, denn der Zug setzt sich in Bewegung.

Sinnend schaut der künftige Professor dem Abfahrenden nach. Um seine Mundwinkel zuckt es, in seinem Herzen gährt es... Was geht in seiner Seele vor? Verant er, daß er in früheren Jahren nicht häufiger Pflanzel gemauft und in der Schule gemogelt hat?

Er scheint sich in sein Schicksal zu ergeben. Langsam klettert er in den Lokalzug auf der anderen Bahnsteigleite.

Die beiden jüngsten Königinnen Europas, Wilhelmine von Holland und Viktoria von Spanien, lieben in ihrer Toilette die höchste Einfachheit. Beide netteten kein anderes Parfüm als Kölnisches Wasser. Eine spanische Prinzessin soll, als sie den Puktsch der neuen Königin des Landes gesehen hatte, etwas geringschäßig gesagt haben, daß man sich etwas weniger Interessantes nicht denken könne.

Was die Königin Wilhelmine betrifft, so geht ihre „Eitelkeit“ nur so weit, daß sie jeden Morgen das königliche Wasser an der Flamme auf seine Reinheit prüft, bevor sie einige Tropfen in die Waschkübel gießt. Ihre Lieblingsstife ist eine „bescheidenere“ Glycerinseife. Dagegen ist die Zarine eine Freundin von Parfüms und gibt in einem einzigen Parfümeriegeschäft jährlich nicht weniger als 100,000 Kronen aus. Ihr Puktsch ist von gediegenem Silber mit Malachitfäden, und ihre Parfümflaschen, die mit Gold und mit Edelsteinen geschmückt sind, repräsentieren allein ein Vermögen. Ihr Lieblingsduft ist Veilchen, und zu Beginn des Frühlings pflüden in Grasse (Südfrankreich) Hunderte von Frauen nachsolang Veilchen, aus denen einzig und allein Parfüm für die Kaiserin von Rußland hergestellt wird.

Wilderer Umstand. Beamter: „Können Sie nicht lesen? Das Rauchen ist verboten!“ Fremder: „Ja, aber der Herr da raucht doch auch!“ Beamter: „Aber nicht so ein hundsmiserables Kraut wie Sie!“

Der moderne Göt.

